



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zur Geschichte des Urchristenthums : 3. Von Strauß zu Baur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Wie verträge es sich wohl mit dieser Stellung, wenn ich die Leitung und Verwaltung eines hochwichtigen Zweiges des öffentlichen Dienstes und die damit verbundene persönliche Verantwortung übernehme, ein Executivbeamter der Krone würde, die Befehle der Königin durch ihre Staatssecretäre entgegennehme u. s. w.?! Ich bin gewiß, hätte ich einmal die Verantwortung übernommen, so würde ich mich nicht damit begnügen, die wirkliche Arbeit den Händen eines Andern (des Chefs des Stabes) zu überlassen, sondern ich würde es für meine Pflicht halten, selbst thätig zu sein. Aber während ich so Pflichten erfüllte, die gewiß jeder fähige General, welcher Erfahrungen im Felde gesammelt hat, besser zu erfüllen vermöchte als ich, der ich nicht den Vortheil dieser Erfahrung habe: würden hochwichtige, die Wohlfahrt der Krone nahe berührende Pflichten unerfüllt bleiben, die niemand erfüllen kann als ich. Ich fürchte daher, daß ich den verlockenden Gedanken, den Oberbefehl über die englische Armee zu übernehmen, von mir weisen muß.“

## Zur Geschichte des Urchristenthums.

### 3. Von Strauß zu Baur.

Man muß, sagt Baur, die Periode des straußschen Buchs selbst durchlebt haben, um sich eine Vorstellung von der Bewegung machen zu können, die es hervorrief. Nicht leicht hat eine Erscheinung so schnell und so allgemein so großes Aufsehen erregt, und alle Streitkräfte mit so regem Interesse auf den Kampfplatz gerufen. Das straußsche Leben Jesu war der zündende Funke, durch welchen der schon lange zusammengehäuete Brennstoff, in lichterlohe Flammen gerieth.

Wir Jüngere, die wir jene Periode nicht selbst erlebt, können wenigstens aus der polemischen Literatur, die sich an dem Buche entzündete, seine Wirkung ermessen, und die denkwürdige Bewegung uns vergegenwärtigen, in welcher Strauß den von allen Seiten gegen ihn erhobenen Kampf aufnahm und fast allein stehend siegreich durchführte. Den eigentlichen Gegenstand, um den es sich handelte, hat der ganze Streit im Grunde wenig weiter geführt, aber er hat dazu gedient, die Ueberlegenheit, welche Strauß den bisherigen Richtungen gegenüber behauptete, in das volle Licht zu setzen. Schon sein literarisches

Talent, das an Leichtigkeit, Anmuth und schlagendem Witz mit Lessing wetteiferte, war den Gegnern unendlich voraus; es kam denjenigen, welche mit ihm anbanden, in der Regel theuer zu stehen. Allein es flochten sich in das gewandte Spiel seiner „Streitschriften“ zugleich die gründlichsten Nachweisungen ein, durch welche die Position, die er eingenommen, befestigt, Stellen, welche die Gegner als schwächer empfunden hatten, mit neuen Geschützen bewehrt wurden. Von allen Seiten flogen die Geschosse. Der alte Rationalismus und Supernaturalismus, die Hengstenberg'sche Orthodogie und die Schleiermachersche Gefühls-theologie, die Schelling'sche Naturmystik und die altgewordene Hegel'sche Schule — alle suchten sich des unbequemen Feindes zu erwehren, der in keine der herkömmlichen Kategorien passen wollte; mit allen war ein Gang zu thun, und mit wahren Behagen und zugleich aufopfernder Geduld unterzog sich der Kritiker diesem Geschäft.

Am unfruchtbarsten war natürlich der Streit mit der äußersten Rechten, obwohl Hengstenberg wenigstens die allgemeine Bedeutung des Strauß'schen Werks richtig herausfühlte und anerkannte, daß Strauß eigentlich nur den Zeitgeist zum Bewußtsein seiner selbst und der Consequenzen gebracht, die aus seinem Grundwesen hervorgehen; ihn gelehrt habe, die fremdartigen Bestandtheile abzustreifen, die ihm aus Mangel an tüchtiger Durchbildung bisher noch bewohnten. Allein die Polemik wurde vom wissenschaftlichen sofort auf ein ganz anderes Gebiet getragen, wenn Hengstenberg von Menschen ohne Herzen, von unheilbaren geistigen Mißgeburten redete, und dem Verfasser des Lebens Jesu das beichtväterliche Zeugniß ausstellte, er habe nur das Herz eines Leviathans, das so hart ist wie Stein und so fest wie ein Stück vom untersten Mühlstein. Bald mit erbaulichen Liederweisen bald mit einem Schwallen apokalyptischer Phrasen rief er das Wehe über die gottlosen Zweifler, welche das Licht hassen, weil ihre Werke böse sind. Mit den Worten des Jeremias klagte der bekümmerte Zionswächter: ach, daß ich Wasser genug in meinem Haupte hätte und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volke, denn es sind eitel Ehebrecher und ein frecher Haufe. Mit der Kritik wird aller Wissenschaft überhaupt, unsern Denkern und Dichtern, Schiller und Goethe der Krieg erklärt: sie sind allzumal vom Samen des Ehebrechers und arbeiten im Dienst des Reichs der Finsterniß. Selbst im Fetischdienst sei noch mehr religiöser Gehalt, als im System des Pantheismus, der alles in seinen Molochsarmen erdrücke. Besonders beliebt war in diesen Kreisen die Zusammenstellung Strauß's mit Judas Ischarioth, ein Vergleich, den der fromme Eschenmayer in Tübingen aufbrachte. Es war eine Art von Polemik, die als literarisches Curiosum und als für ihre Urheber bezeichnend, immerhin in der Geschichte aufbewahrt zu werden verdient.

Ernster hatte es der Vertheidiger des älteren Supranaturalismus, der Superintendent Steudel, der sich als Strauß Vorgesetzter fühlte, gemeint, wenn er die Bedeutung des Historischen im Leben Jesu hervorhob, ohne welche die Thatsache des späteren Christenthums nicht zu erklären sei. Strauß antwortete, die historische Persönlichkeit Jesu und seine wirkliche Bedeutung habe er nicht geläugnet; aber in dem, was er als Mythos nachweise, habe eine Kraft und Trost für die Gemüther gelegen. Daß Petrus im Munde des Fisches eine Münze fand, hätte schwerlich irgendjemand erbaut, wenn es nicht Christus gewesen, auf den diese Geschichte bezogen wurde. Besonders aber wies er an der Predigt des Apostels Paulus nach, wie wenig auf die äußerlichen Einzelheiten, die wunderbaren Anekdoten im Leben Jesu ankam. Stellte doch Paulus seine ganze Predigt einfach auf Christus den Gestorbenen und Auferstandenen; von dessen Wunderthaten aber wußte der Apostel nichts oder wollte nichts wissen; nirgends gedenkt er ihrer, nirgends gründet er auf sie irgendeine Lehre. Gegen den Vorwurf aber, daß er das Heilige nicht heilig, sondern in gleichgiltigem und verlegenden Tone behandelt habe, wehrt sich Strauß mit den Worten: „Ja ich hasse und verachte jenes andächtige, zerknirschte und angstvolle Reden in wissenschaftlichen Untersuchungen, welches auf jedem Schritte sich und den Leser mit dem Verluste der Seligkeit bedroht, und ich weiß, warum ich es hasse und verachte. In wissenschaftlichen Dingen erhält der Geist sich frei, soll also auch freimüthig das Haupt erheben, nicht knechtisch es senken. Der Ausdruck heilig und Heiliges ist in wissenschaftlichen Dingen ein Ueberfluß, das Höchste für die Wissenschaft ist objectiv Wahrheit und subjectiv Wahrheitsliebe. Jene ist ihr Heiliges, diese die heilige Behandlung des Heiligen.“

Aber auch die hegelsche Schule wollte, obgleich Hengstenberg von Strauß die wahren Consequenzen des hegelschen Systems gezogen sah, nichts mit dem gefährlichen Buch zu thun haben; sie lehnte die Verantwortung dafür ängstlich von sich ab und meinte, die philosophische Kritik müsse es sich zur Aufgabe setzen, einen Gegenstand wirklich zu „begreifen“; das hieß in der Sprache der hegelschen Formalmänner nichts andres, als daß alle Erzählungen im Leben Jesu von der übernatürlichen Erzeugung bis zur Auferstehung, nachdem ihre ideale Wahrheit aufgezeigt, auch als wirkliche Thatsachen anerkannt werden sollten. Damit war das Geschäft der Kritik zu einer bloßen Scheinoperation herabgesetzt; es hieß, wie Strauß treffend bemerkte, Erbsen lesen mit dem Vorsatz, sie alle gut zu finden. Der hegelschen Schule war der gesunde Menschenverstand abhanden gekommen, sie konnte nicht empfindlicher getroffen werden, als indem sie vor diese Instanz verwiesen wurde. Behauptete Bruno Bauer, nothwendig habe die menschliche Natur im Allgemeinen einmal ein absolutes Individuum hervorbringen müssen, so erwiderte Strauß, nicht von der Gat-

tung Apfelbaum als solcher, sondern immer nur von einem einzelnen Baum dieser Gattung hoffe man Apfel zu gewinnen. Der Deduction, es gehöre zum Begriff der Menschheit, daß einmal ein Urmensch erscheine, in welchem dieser Begriff erst wirklich werde, hielt Strauß den Einwand entgegen, daß es dann ebenfogut einen Urlöwen, einen Urfisch geben müßte. Und wenn die Hegelianer weiter meinten, der einzelne Mensch sei immer etwas Unvollkommenes, damit aber ein Mensch das Wesen der menschlichen Natur rein in sich darstellen könne, habe er unmittelbar durch den Begriff selbst in die empfängliche Menschennatur gesetzt werden müssen, so wußte Strauß diese monströse Beweisführung durch die andere zu parodiren: auch aller bisherigen Poesie klebt die Beschränktheit ihres Ursprungs von einzelnen Dichtern an, die Idee der Poesie verlangt aber eine absolute Verwirklichung, welche nur zu erreichen ist, wenn sie ohne Vermittlung durch ein dichtendes Individuum unmittelbar selbst sich Realität giebt. Die Menschenwelt kann nur die reine Empfänglichkeit darbieten, und da nun die Empfänglichkeit für ein Gedicht unmittelbar als Papier vorhanden ist, so muß es nothwendig einmal dahin kommen, daß das absolute Gedicht durch die Poesie als solche ohne Dazwischenkunft einer menschlichen Hand auf das empfängliche Papier geschrieben wird.

Mehr Aussicht auf eine Verständigung schien sich wenigstens im Anfange mit den liberalen Elementen der Schleiermacherschen Schule zu zeigen. Zwar mühte man sich hier ab, die Geschichtlichkeit des urbildlichen Christus, wie ihn Schleiermacher aufgestellt hatte, nachzuweisen. Allein man läugnete wenigstens nicht, daß das Mythische Eingang in die Geschichte Jesu gefunden habe, nur wurde dasselbe möglichst eingeschränkt und auf eine schärfere Grenzlinie des Mythischen und Historischen gedrungen. Der strenge Inspirationsbegriff war längst aufgegeben. Die heiligen Schriftsteller sollten zwar inspirirt sein, aber die Eingebung sollte eine bloß partielle sein, auf den religiösen, nicht aber auf den historischen Theil sich beziehen. Allein wie ließ sich beides trennen, wenn doch die erzählten wunderhaften Begebenheiten eben zum Beweis für die höhere Natur Jesu dienen sollten? Offenbar wollte man der Kirche möglichst wenig vergeben, aber doch die größten Anstöße wenigstens aus dem Wege räumen. So verfuhr man auch mit den Wundern. Man hätte sie am liebsten ganz beseitigt und kam bei der Auslegung der einzelnen Erzählungen nicht selten auf die sogenannte natürliche Erklärung, auf die Auskunfts Mittel des Nationalismus zurück. Dem heutigen Zustand der Naturforschung gegenüber getraute man sich das Wunder nicht mehr einfach als eine Durchbrechung der Naturgesetze durch unmittelbares göttliches Eingreifen aufzufassen; man machte vielmehr den ausgedehntesten Gebrauch von dem Begriff der Herrschaft des Geistes über die Natur, unterschied einen höheren Naturlauf und einen niederen, und appellirte — so Tholuck — an erst künftig zu entdeckende Naturgesetze. Am leichtesten

wurde man mit den Krankenheilungen fertig, für welche man Jesus ein besonderes „Talent“ zuschrieb und die Analogie des thierischen Magnetismus zu Hilfe zog. Schwieriger war es schon mit den Besessenen; die Unbequemung Jesu an Volksvorstellungen war hier die Annahme, mit der sich Neander zu helfen suchte; es habe sich um einen Irrthum gehandelt, dessen Bekämpfung nicht zu Jesu Beruf gehörte, da er das religiöse Interesse nichts anging. Engelserscheinungen, die wunderhaften Vorgänge bei der Taufe, die Verklärung werden zu Visionen herabgesetzt, die Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Kana als Potenzirung des Wassers zu weinartiger Kraft nach Art des Mineralwassers gefaßt. Die Speisung der Fünftausend, meint Neander, sei ja kein reines Schaffen aus dem Nichts, sondern nur eine Vervielfältigung schon vorhandener Substanzen oder Potenzirung der in denselben wohnenden Kräfte. So soll überall das Wunder um einen Grad natürlicher, für das vernünftige Denken annehmbarer gemacht werden, wozu Olshausen noch die unglückliche Kategorie des „beschleunigten Naturprocesses“ erfand. In Betreff der Todtenerweckungen will Neander es geradezu unentschieden lassen, ob die Erweckten schon förmlich gestorben oder nur in einem todtähnlichen Zustand waren. Ja selbst bei der Auferstehung Jesu rüttelte Hase an der Realität des Todes, da nur entweder ein Anfang der Fäulniß oder die Verletzung eines zum Leben nothwendigen Organs eine sichere Gewähr des Todes sein könnte, beides aber bei Jesus sich nicht nachweisen lasse. Was die wirkliche Meinung Hases ist, wird freilich hinter einem undurchdringlichen Nebel von „Wenn“ und „Aber“ und „Vielleicht“ versteckt.

Was sind dies nun aber alles für jämmerliche Ausflüchte, um dem Zugeständniß zu entgehen, daß uns die Geschichte Jesu durch sagenhafte Züge entstellt überliefert worden ist? Gerade heraus — ist es die Meinung der Evangelisten, daß die Versuchung Jesu eine Vision, ein Symbol ist, wenn sie doch den Satan leibhaftig zu ihm treten lassen? Ist es ihre Meinung, daß die Engel, die sie an Gestalt und Kleidung beschreiben, nur ein Gesicht der Anwesenden sind? Ist es ihre Meinung, daß die Wunderthaten, die Jesus verrichtete, nach Naturgesetzen erfolgten, die nur uns zur Zeit noch unbekannt sind? Ist es ihre Meinung, daß Lazarus, als ihn Jesus erweckte, bloß scheinodt war? ist dies die Meinung des Evangelisten, der bereits die Fäulniß begonnen sein läßt und in der wunderbaren Wiedererweckung einen Hauptbeweis für die höhere Abkunft und Macht Jesu erblickt? Wenn aber alles dies nicht die Meinung des Evangeliums ist, sondern seinem klaren Sinn vielmehr zuwiderläuft, mit welchem Rechte macht dann eine solche Theologie den Anspruch auf Rechtgläubigkeit? Ihr Verfahren ist überall dies, daß sie das einfache Wort der evangelischen Erzählung umbiegt, verdreht, ihm Gewalt anthut. Es sind die letzten verzweifeltsten Künste einer Theologie, welche glauben

möchte, aber nicht mehr glauben kann, welche denken möchte, aber sich den einfachsten Konsequenzen des Denkens scheu entzieht. In Zeiten, wo ein Neues hereinbricht und siegreich das Alte verdrängt, werden jedesmal Versuche aufzutauchen, welche, ohne sich dem Neuen ganz verschließen zu können, zugleich so fest als möglich sich an das Alte klammern. Ein Denkmal solchen Uebergangszustands ist diese sogenannte Vermittlungstheologie, welche mit der einen Fußspitze auf dem alten Dogma, mit der andern auf der modernen Wissenschaft steht und mit ihren angestrengten Balancirversuchen eben nur beweist, daß sie allen festen Halt unter sich verloren hat.

Der gewöhnlichste Vorwurf gegen Strauß war, daß er die Bedeutung der Persönlichkeit für das geschichtliche Leben verkannt habe. Die Thatsache der christlichen Kirche, versuchte Ullmann zu zeigen, sei der sprechendste Beweis gegen jeden Versuch, ihren Anfang in Mythen aufzulösen. Entweder, so spitzte er das Dilemma zu, ist Christus von der apostolischen Kirche erfunden oder die Kirche von ihm gebildet; entweder ist die Kirche Christus dichtend oder Christus Kirche bildend gewesen. Jene Annahme ist unbegreiflich, für diese spricht die Analogie aller Geschichte. Denn wenn auch die Einheit Gottes und des Menschen nicht allein in einem Punkte sich entwickelte, sondern in der ganzen Menschheit, so findet sie doch ihren Gipfelpunkt, ihre geschichtliche Vollendung in dem Einen, dem Urbild des wahren Lebens in Gott. Die Kirche muß ein lebendiges Haupt haben, um ein Organismus zu sein und dieses Haupt ist Christus. Aehnliches findet auch auf anderen Gebieten des geistigen Lebens statt. Auch in der Kunst erscheinen von Zeit zu Zeit hohe Genien, in denen sich ihre ganze Kraft und Schönheit verkörpert, und fast für jede Kunst giebt es Einen, der eine solche Verkörperung darstellt, so Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare, Rafael, Händel u. s. w., Genien, in welchen in der That die Fülle der Idee in ein Exemplar ausgegossen erscheint.

Hatte Ullmann hiermit wenigstens vergleichsweise den Begriff des Genius herbeigezogen, so nahm Strauß seinen Gegner beim Wort, indem er mit diesem Begriff Ernst machte und Jesus die Stelle eines religiösen Genius anwies; was er in einer eigenen Schrift: „Vergängliches und Bleibendes im Christenthum“ noch näher ausführte. Strauß beabsichtigte mit diesen Monologen eine Art Gegenstücks zu seinen Streitschriften. Im Bewußtsein, daß sein erstes Werk wesentlich negativ gewesen, will er genauer nachsehen, ob außer jenem philosophischen Rest in der Schlußabhandlung aus dem Leben Jesu nichts übrig bleibe, was noch einen Werth habe für das religiöse Bedürfniß der Gegenwart. Vom jetzigen Standpunkt des Bewußtseins aus soll die religiöse Bedeutung der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu festgestellt werden. Zu diesem Zweck wird der Anfang des Christenthums betrachtet als einer jener Knotenpunkte der Geschichte, jener Höhen der Menschheit, auf welchen die Individuen

stehen, in denen das Zusammentreffen natürlicher Begabung mit freier Selbstbestimmung ungewöhnliche Kräfte zum Dasein und zur Reife bringt, mittelst welcher sie auf Mit- und Nachwelt schöpferisch bestimmend einwirken. Ist auf solche Weise Christus zunächst unter die profane Kategorie des Genius gestellt, so werden dann die verschiedenen Fächer unterschieden, in welche das geistige Leben der Menschheit sich auseinanderlegt, wobei dann, indem das religiöse Gebiet als das centralste und innerlichste von allen aufgezeigt ward, für Jesus eine Stelle ausgemittelt wurde, die ihn einerseits im Kreise des wahrhaft Menschlichen hält, andererseits aber innerhalb dieses Kreises ihm diejenige Stelle anweist, wo Göttliches und Menschliches am unmittelbarsten ineinandergreifen. Als Stifter der absoluten Religion überragt Jesus alle übrigen Religionsstifter so weit, daß ein Hinausgehen über ihn für alle Zukunft undenkbar ist. Denn in ihm ist die Einheit des Menschlichen und Göttlichen zuerst in das Selbstbewußtsein getreten, und zugleich in so schöpferischer Urkräftigkeit, daß jeder Nachfolgende nur aus dieser Lebensquelle schöpfen kann. So wenig also die Menschheit jemals ohne Religion sein wird, so wenig wird sie je ohne Christus sein. Bleibt uns aber Christus, und bleibt er uns als das Höchste, was wir in religiöser Beziehung kennen und zu denken vermögen, als derjenige, ohne dessen Gegenwart im Gemüthe keine vollkommene Frömmigkeit möglich ist; nun so bleibt uns in ihm doch wohl das Wesentliche des Christenthums.

Die wichtigste Berichtigung und Ergänzung zu seinem Leben Jesu hatte somit Strauß selbst in diesen Monologen gegeben, welche als „friedliche Blätter“ zugleich den Streit in seinem damaligen Stadium abschlossen. Aber dieser ganze Streit war selbst nur die Einleitung zu der wissenschaftlichen Bewegung, die sich nun an das Leben Jesu knüpfte. Eine eigentlich wissenschaftliche Förderung konnte der Gegenstand nur von einer genaueren Untersuchung der Quellenschriften gewinnen. Ob man den Begriff des Mythischen so oder anders bestimmte, von den Wundern die einen natürlich erklärte, die andern abschwächte, den Inspirationsbegriff strenger oder lazer faßte, hier der Kritik ein Zugeständniß machte, ein anderes verweigerte, kam am Ende ganz auf subjective Gründe hinaus. Erst wenn man bestimmte Anhaltspunkte für die Entstehung der Evangelien und für ihr gegenseitiges Verhältniß gewonnen hatte, ließ sich beurtheilen, mit welchem Rechte Strauß das Ganze der evangelischen Geschichte als mythisch aufgelöst hatte. Aber auch nachdem in dieser Weise die Aufgabe gefaßt war, kam man im Anfang noch nicht über Hypothesen hinaus. In einem gelehrten schwerfälligen Werke stellte Wilke die Ansicht auf, daß Marcus, dessen Inhalt bekanntlich bis auf wenige Stücke ganz in dem der beiden andern Synoptiker aufgeht, als der Urevangelist zu betrachten sei, eine Hypothese, die jedoch durch die Annahme, zu der sie genöthigt war, daß doch nicht unser jetziger Marcus der Urmarcus sei, ihre eigene Schwäche

eingestehen mußte. Aufgenommen wurde diese Hypothese von Bruno Bauer, der inzwischen von der orthodoxen Seite der Hegelianer zur äußersten Linken übergesprungen war und durch solchen gelungenen Sprung sich die Fertigkeit erwarb, nachmals mit gleichen Füßen wieder ins Kreuzzeitungslager überzusetzen. Es ist komisch anzusehen, wie Bauer, der noch kurz zuvor die übernatürliche Erzeugung Jesu gegen Strauß vertheidigt hatte, jetzt den nüchternen Kritiker vornehm über die Achsel ansah, weil er auf halbem Wege stehen geblieben sei und noch tief in der Transscendenz stecke. Denn es sei gleichgiltig, ob man sage, die biblischen Schriften seien inspirirt, oder sie seien in der Tradition entstanden; beides sei transcendent, beides beeinträchtige die Freiheit des Individuums. Vielmehr rein aus dem Selbstbewußtsein der Schriftsteller heraus seien die Evangelien geschrieben, und da nun ausdrücklich von allen historischen Bedingungen abgesehen wird, so ist dieses „unendliche, absolute Selbstbewußtsein“, — seine Formeln hatte der Hegelianer nicht dahinten gelassen — nichts als die baare Willkür, und in der That aus reiner Willkür, aus Aberglauben, Gedankenlosigkeit, absichtlicher Uebertreibung soll der ganze Inhalt der Evangelien zusammengesetzt sein. Es setzt dem Ganzen die Krone auf, wenn Bauer in der affectirten Wissenschaftlichkeit noch die Miene annimmt, als sei selbst die Existenz eines Mannes mit Namen Jesus zweifelhaft.

Gleichzeitig mit Wilcke war auch Weiße auf die Hypothese des Arevangelisten Marcus gekommen. Damit sollte wenigstens ein sicherer historischer Anhaltspunkt gegeben sein. Denn im Uebrigen gab Weiße die evangelische Erzählung ziemlich preis. Er erklärte selbst, in den negativen Resultaten wesentlich mit Strauß einverstanden zu sein, und wollte nur zu dem Negativen die positive Ergänzung hinzufügen. Matthäus, Lucas und auch Johannes kommen als reflectirte, compilerische Arbeiten übel weg. Aber selbst aus Marcus muß er eine Reihe von Zügen entfernen, um ihm den Werth einer historischen Quelle zu vindiciren. Vor allem die eigentlichen Mirakel, die eine Durchbrechung der Naturgesetze wären, und die nach Weiße alle mißverständlich aus Jesu Gleichnißreden entstanden sein sollen. Dagegen wird auf die Heilkraft Jesu ein besonderes Gewicht gelegt; sie war ein angeborenes Talent, von welchem Jesus täglich Anwendung machte, und zwar wird es näher als eine magnetische Wundergabe bezeichnet, die ihm vermöge seiner weltgeschichtlichen Stellung vor allen übrigen Sterblichen verliehen gewesen sei. Diese magnetische Gabe wird auch dazu benutzt, um den Glauben der Jünger an die Auferstehung, die als Thatfache gleichfalls beseitigt wird, erklärlich zu machen. Als abgeschiedener Geist sei nämlich Jesus in den Erscheinungen der Jünger wirklich gegenwärtig gewesen; es sei ihm das Vermögen eigen gewesen, auch nach seinem Tode noch auf seine Jünger und einzelne Andere, die körperlich und geistig dazu disponirt waren, magisch einzuwirken. Man sieht an diesem Gespensterspuk, daß Weiße

in dem, was er positiv über Strauß hinaus leisten wollte, nicht besonders glücklich war. Dagegen hat er im Einzelnen treffende kritische Bemerkungen; namentlich hebt er den Unterschied zwischen dem synoptischen und johanneischen Christus richtig hervor und macht auf den absichtlichen reflectirten Charakter des vierten Evangeliums aufmerksam. Nur entgeht er auch hier wieder den Consequenzen, auf welche dieses Verhältniß hinleitet. Er unterscheidet nämlich echte Stücke und unechte Stücke im Johannesevangelium. Zwischen dem erzählenden und dem lehrhaften Theile desselben bestehe ein Unterschied der Denk- und Anschauungsweise, die sich nur durch die Annahme verschiedener Verfasser erklären lasse. Da nun die lehrenden Theile offenbare Verwandtschaft mit dem ersten johanneischen Briefe haben, dessen apostolischer Ursprung angeblich besser bezeugt ist, so werden diese Theile dem Apostel selbst zugeschrieben, während die erzählenden Stücke und auch die dialogischen Reden theils wegen ihrer innern Widersprüche, theils wegen ihres sinnlich-supranaturalistischen Wunderbegriffes von einem späteren Bearbeiter herrühren sollen. Der Apostel Johannes habe in seinen alten Tagen sich Aufzeichnungen gemacht, theils von eigenen Betrachtungen über den hingegangenen Meister, theils von Reden desselben. Diese hinterlassenen Stücke habe nach dem Tod des Apostels ein Schüler theils aus der Erinnerung an seine mündlichen Vorträge, theils aus anderweitiger evangelischer Ueberlieferung zu dem jetzigen Evangelium verarbeitet und zwar sehr ungeschickt und willkürlich verarbeitet. Da nun aber auch der apostolische Grundstock vom Ueberarbeiter vielfach verändert sei, und andererseits auch im Eingeschobenen wieder apostolische Bestandtheile sich vorfinden sollen, da ferner doch auch die vom betagten Apostel selbst niedergeschriebenen Reden Jesu nach der langen Zeit durch seine eigene Denkweise mitbestimmt, also nicht unmittelbar authentisch sein sollen, so ergibt sich leicht, wie wenig mit dieser künstlichen Hypothese gewonnen wird, die nur aus dem dogmatischen Motiv, wenigstens einen Theil des Evangeliums als apostolisch zu retten, entstanden ist. Als Weiße von diesen Voraussetzungen daran ging, im Einzelnen die echten und unechten Bestandtheile zu sondern, passirte es ihm, daß gleich der Prolog, dieser einheitliche, wohlgeordnete Eingang in das Evangelium in sieben Stücke zerbröckelte, die abwechselnd von zwei verschiedenen Verfassern herrühren sollten.

Einen anderen, nicht glücklicheren Theilungsversuch machte Alex. Schweizer, der von einem Theil der Erzählungen im vierten Evangelium gleichfalls wegen ihres gesteigerten Wunderbegriffes und einer niedrigeren Anschauungsweise, die mit dem sonstigen idealen Charakter des Evangeliums nicht zusammenstimme, sich zurückgestoßen fand und nun die Entdeckung machte, daß gerade diese Stücke ihren Schauplay in Galiläa haben. Daraus folgerte er, daß die ursprüngliche apostolische Schrift bloß die außergaliläische Wirksamkeit Jesu schil-



## Die Reden des Prinz-Gemahls von England.

Reden des Prinzen Albert, Gemahls der Königin von England. Deutsch von Dr. Julius Frese. Autorisirte Uebersetzung. Bremen 1863. Verlag von Heinrich Strack.

Wir Deutsche haben gerade jetzt Veranlassung zu bedauern, daß der Fürst, welcher durch fast zwanzig Jahre in der Stille die Politik Englands gemäßiget, billig, in großem Sinne leiten half, von der Erde geschieden ist. Und wir meinen, daß man in England die Größe dieses Verlustes dereinst auch in Betreff der großen deutschen Frage dieses Jahres empfinden wird. So lange der Prinz lebte, waren die Führer der Parteien in ihrem verantwortlichen Amt immerhin abhängig von einem Willen, der sich bei tiefer Achtung vor dem Wesen der englischen Verfassung, in der Regel schonend und vorsichtig, bei wichtigen Gelegenheiten aber mehr als einmal mit Energie geltend gemacht hat. Zuweilen trug der Stolz englischer Staatsmänner unwillig die Einwirkung, welche der Prinz in seiner Stellung ausübte; aber nach manchen Kämpfen, Intriguen und versteckten Angriffen auf seine Person und den „deutschen Einfluß“ hatten sie sich doch gewöhnt, der klaren Logik und dem gesunden Menschenverstand seiner Ansichten Concessionen zu machen. Der ehrliche Eifer Lord Russels fügte sich in aufrichtiger Reigung dem Willen des Prinzen, auch die schlaue Gewandtheit Lord Palmerstons fand es nach einigen ernsten Erfahrungen wenigstens nicht gerathen, dem Prinzen offen entgegenzutreten. Und man darf wohl behaupten, die Verblendung, die jähe Hitze und ungeschickte Behandlung, welche die Whigs in der schleswig-holsteinischen Frage gegen Deutschland gezeigt haben, wäre ganz unmöglich gewesen, wenn das versöhnende Wesen des Prinzen dabei noch hätte wirksam sein können.

Die englische Presse hat unter anderem thörichten Geschwäg in den letzten Monaten sich zuweilen darin gefallen, über einen furor teutonicus zu spotten, der uns überfallen habe. Wir geben ihr mit besserem Selbstgefühl diesen Vorwurf zurück. Wenn der Deutsche einen eigenthümlichen Vorzug unter den Nationen Europas beanspruchen darf, so ist es gerade der, daß ihn auch der wärmste Schlag seines Herzens und großer Eifer in Liebe und Haß nicht un-

billig, nicht gewissenlos und nicht unempfänglich gegen die Tüchtigkeit Fremder macht, selbst wenn diese seine bittersten Feinde sein sollten. Es ist in seinen Wesen eine heitere, offene Herzlichkeit unvertilgbar, sie ist ihm in den Perioden der leidenschaftlichsten Aufregung nicht verloren gegangen, sie war in schlechten Zeiten vielleicht die liebenswürdigste Eigenschaft unserer Natur. Diesen Vorzug wenigstens besitzt das englische Volk im Ganzen betrachtet, nicht. Die tüchtige, zuweilen schwerfällige Art zu empfinden ist nicht selten mit einer hartnäckigen und kurzichtigen Einseitigkeit des Urtheils verbunden, welches zeitweise die herrschende Stimmung des Landes in auffallender Weise beschränkt, und mehr als einmal Staatsmänner, Parlamente und Volk der Straße bis zu einer gewaltthätigen Einseitigkeit erhibt hat, in welcher alles Gefühl für Gerechtigkeit und Wahrheit verloren ging. Wir wissen sehr wohl, auf solche Ausbrüche des blinden Fanatismus kam jedesmal eine kräftige Reaction, aber die Krisen, in denen dieser Furor der Teutonen oder Celten dort aufbrach, haben in alter und neuer Zeit mehr als einmal die Blätter der englischen Geschichte mit Thaten bezeichnet, auf welche kein Engländer stolz sein wird. Gerade bei solcher Beschaffenheit der englischen Natur war Prinz Albert in ausgezeichneter Weise geeignet ein unbefangener Vermittler zu werden. Sein Leben war durch eine Reihe von Jahren das Band, welches Engländer und Deutsche einander näherte. Und wir bedauern tief, daß diese Verbindung sowohl für uns, als für das Volk jenseits des Kanals verloren ist; nicht weil wir von der Politik der englischen Regierung freundliche Zuneigung oder gar nationale Opfer unseren Interessen zu Liebe beanspruchen, denn wir werden, was wir wollen und müssen, auch ohne ihre guten Dienste durchsetzen. Aber wir halten es für ein Unglück, daß Deutsche und Engländer auf Jahre hinaus einander mit kalter Abneigung gegenüberstehen sollen. Und wir wissen nur, daß die Schuld dieser unnöthigen Entfremdung nicht an uns liegt.

Es ist mehr als einmal gesagt, daß England einst auf die gute Zeit der Königin Victoria und des Prinzen Albert mit Sehnsucht zurücksehen wird. Denn das Leben des Prinzen half für England eine Zeit herbeiführen, wie sie seit Jahrhunderten als ein idealer Zustand des Staates ersehnt worden war, eine Zeit, in welcher die Parteien in Schwäche versanken und die innern Gegensätze ihre Schärfe verloren, weil die Krone höchst aufrichtig und höchst gewissenhaft die Verfassung beobachtete, eine Zeit, in welcher das helle Licht der Humanität fast jedem Einzelnen das Leben schöner und besser machte, wo die gewaltige Zunahme des Reichthums und der nationalen Kraft auch den Schwachen und Kleinen in früher unerhörter Weise zu gut kam, wo gegen die starre Orthodoxie, gegen Standesvorurtheile und den Pharisäismus der privilegierten Classen eine reinere Sittlichkeit, freie Wissenschaft und eine weitverbreitete Freude am Dasein in den Kampf traten. An jedem dieser Fortschritte hatte

die Persönlichkeit des Prinzen großen Antheil. Und als nach seinem Tode die Königin im tiefsten Schmerze aussprach, daß ihrem Leben Glanz und Freude genommen sei, da beklagte sie zu gleicher Zeit auch ihr Volk, das von jetzt ab seine segensreiche Thätigkeit entbehren sollte.

Es ist jetzt über ein Jahr, seit die englische Ausgabe der Reden des Prinz-Gemahls erschien, seit einigen Monaten besitzen wir in guter Ausstattung eine gelungne Uebersetzung derselben. Und wir erachten es gerade jetzt zeitgemäß, darauf aufmerksam zu machen und das Buch den Deutschen zu empfehlen. Es enthält zuerst eine Charakteristik des Fürsten, bei welcher warme Pietät die Feder geführt hat, darauf in einer einzelnen inneren Frage Bruchstücke aus seinem Tagebuch, endlich chronologisch geordnet eine Anzahl längerer und kürzerer Reden und Ansprachen, welche der Prinz bei den verschiedensten Gelegenheiten gehalten hat. Und diese Reden verdienen wohl mit Theilnahme gelesen zu werden, denn viele derselben sind Muster vornehmer und sachgemäßer Rede, wie sie einem Fürsten ziemt, der darauf verzichtet zu glänzen, und der nichts anderes will als ehrlich, treffend, würdig das Nothwendige und Gute sagen, dies freilich nicht nur von dem hohen Standpunkt, den ihm seine äußere Stellung giebt, sondern von den Gesichtspunkten eines kräftigen, die Wahrheit suchenden Geistes.

Die Seele des deutschen Fürsten, welcher dazu berufen war, die Geschicke Englands bestimmen zu helfen, war für diese große Aufgabe vortrefflich geeignet. Wahrhaft, klar, unermüdet an der eigenen Bildung arbeitend, ein inniges und heiteres Gemüth, welches sich nach Außen im gemessenen Stolze abzuschließen wußte, war er als Gemahl der mächtigsten Fürstin der Erde gut ausgerüstet, der Freund ihres Herzens, Vertrauter, Stütze und Führer zu werden. Er brachte nach England unsern billigen und unbefangenen Sinn herüber, der sehr geneigt war, alles Gute und Große der neuen Heimath warm in das Herz zu schließen und der doch das eigene freie Urtheil niemals gefangen gab. Er war nicht in der Thätigkeit eines großen Staatsorganismus aufgewachsen, und seine Naturanlage war auch darin deutsch, daß sie ihn den Geschäften gegenüber immer zunächst zu einem unbestechlichen Beurtheiler machte, und daß in ihm vorzugsweise das Bedürfniß ausgebildet war, durch prüfende Erörterung in das Wesen der Dinge einzudringen. Gerade diese Eigenschaft war ein Segen für ihn und seinen Kreis. Stürmischer Ehrgeiz und unruhiger Thatendrang hätte seiner Stellung zwischen hochfahrenden Parteiführern, über einem gegen das Ausländische mißtrauischen Volke, wahrscheinlich unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Er prüfte und wägte sorgfältig ab, hatte er sich aber entschlossen, so war er fest.

Alle Pflichten ernst und groß zu fassen, nichts klein zu behandeln, wo er sich hingab nur die Sache im Auge zu haben, war ihm leitender Grundsatz. In

einer unglaublich vielseitigen Thätigkeit mühte er sich bis zur Erschöpfung seiner Kräfte, überall etwas Ordentliches zu wirken. Fast zahllos sind die humanen Tendenzen, denen er mit warmer Hingebung diente. Er liebte die Kunst — seine Sammlung Nasaelscher Handzeichnungen hat für die Kunstgeschichte eine hohe Bedeutung gewonnen —, er war ein intelligenter Landwirth — seine Musterfarmen und die Häuser, welche er seinen Arbeitern baute, sind der englischen Landwirthschaft epochemachend gewesen. Er nahm innigen Antheil an jedem socialen Streben, die Lage der arbeitenden Classen zu verbessern, er hatte eine recht herzliche und unbefangene Freude an jeder Art von Menschenkraft und Tüchtigkeit, er war bei allem fürstlichen Selbstgefühl mit ganzer Seele freigesinnt, er wurde in seinem Amt der liebevollste Vater, der aufopferndste Gatte, ein liberaler, hochgesinnter, billigdenkender Staatsmann, ein guter und in Wahrheit edler Mensch.

Das ist ein schönes Lob und es ist ihm wenigstens nach seinem Tode von dem Volke, für dessen Wohl zu leben er bemüht war, in tiefer Trauer gezollt worden.

Und deshalb wollen auch wir dem Uebersetzer und Verleger dankbar sein, welche einen Theil seines Wesens durch dies Buch dem deutschen Leser nahe legten.

Vielleicht das höchste Interesse erwecken darin die Zeilen, aus denen das Verhältniß des Prinzen zur Königin deutlich wird. Wir erinnern uns nicht, daß die Liebe und Hochachtung von zwei guten Menschen, denen das Schicksal wurde, ein großes Reich zu beherrschen, jemals so wahren und ergreifenden Ausdruck gefunden hat, als in den einfachen Worten, mit denen die Königin in dem vorliegenden Buche ihre Trauer ausspricht, und der Prinz seine Stellung zu der Königin charakterisirt. Es wird deshalb in Folgendem zugleich als Probe der guten Uebersetzung die Verhandlung über den Oberbefehl der englischen Armee im Auszuge mitgetheilt.

Die Veröffentlichung dieser Aufzeichnung des Prinzen giebt der Königin eine passende Gelegenheit, auf das klarste und bündigste auszusprechen, was sie schon längst gern ausgesprochen hätte. Zu Lebzeiten des Prinzen hat es die Königin oft gedrängt, der Welt zu sagen, welch unermüdliche, sorgsame, treue, unschätzbare Hilfe bei der Leitung der Staatsgeschäfte sie an ihrem Gemahl hatte. Schon damals konnte die Königin es kaum ertragen, über diesen Gegenstand zu schweigen und nicht laut verkünden zu dürfen, wie viel ihre Regierung ihm verdankte. Und jetzt kann die Königin nicht länger anstehen, auszusprechen, was sie so lange empfunden hat, und öffentlich zu erklären, einen wie unerseßlichen Verlust der Staat nicht weniger, als sie selbst mit ihrer Familie durch den Tod des Prinzen erlitten hat.

Wie schwer und traurig die Lage der Königin ist, die so viele Jahre an

solche liebevolle Unterstützung gewöhnt war und nun plötzlich derselben beraubt ist, läßt sich in seinem ganzen Umfange kaum ermessen. Verlassen und düster, wie die Königin im tiefsten Herzen fühlt, liegt ihr Lebensweg vor ihr, — ein Pfad der Pflicht und Mühe, den sie, auf die treue Anhänglichkeit und Liebe ihres Volkes gestützt, mit Gottes Hilfe zu wandeln gedenkt, aber auf dem ihr strauchelnder Schritt, wie sie fürchtet, oft genug bekunden wird, daß ihr die zärtliche und liebevolle Unterstützung fehlt, die sie bei jeder Gelegenheit an ihrem geliebten Manne zu finden gewöhnt war.

Die Umstände, welche die Aufzeichnung des Prinzen veranlaßten, waren folgende:

Bei dem Tode des General-Adjutanten Sir J. Macdonald (im März 1850) wurde der Plan angeregt, die beiden Stellen des General-Adjutanten und des General-Quartiermeisters in eine zu verschmelzen und dem Chef des Stabes zu übertragen. Der Herzog von Wellington wurde deshalb nach Windsor berufen und machte dort im Laufe der Verhandlungen den Vorschlag, man solle die Sache so einrichten, daß der Prinz schließlich sein Nachfolger im Oberbefehl würde. Auf diesen Vorschlag beziehen sich die nachstehenden Auszüge aus den Aufzeichnungen des Prinzen.

Schloß Windsor, 3. April 1850.

„Gestern besuchte ich den Herzog von Wellington nach seiner Ankunft im Schlosse auf seinem Zimmer. Das Gespräch wandte sich bald auf die Frage wegen der erledigten Stelle des General-Adjutanten. Ich fragte den Herzog, was er in der Sache vorhabe. Er erwiderte, er habe einen Brief erhalten, der die Vereinigung der beiden Stellen des General-Adjutanten und des General-Quartiermeisters befürworte, und er übergab mir seine Antwort darauf. Dann fuhr er fort, es sei nöthig, daß wir ein wenig in die Zukunft blickten. Er sei über achtzig Jahr und trete nächsten Monat in sein zweiundachtzigstes. Zwar sei er, Gottlob, recht wohl und kräftig und wolle thun, was er könne aber er könne doch nicht ewig dauern, und im gewöhnlichen Lauf der Dinge müßten wir uns in nicht gar zu langer Zeit auf einen Wechsel gefaßt machen. So lange er da sei, versehe er alle Stellen selbst. . . . Die beiden Stellen eines General-Adjutanten und eines General-Quartiermeisters zu einer neuen Stelle, der eines Chefs des Stabes vereinigen, wie das wohl in einigen fremden Armeen geschehe, würde doch nur zwei verschiedene Personen anstellen heißen, die dasselbe zu thun hätten, und das thue nie gut. Der Chef des Stabes würde seine amtliche Thätigkeit wieder in ein General-Adjutanten- und ein General-Quartiermeister-Departement vertheilen müssen; dabei würde nichts gewonnen. Indes sehe er doch den größten Vortheil in der Anstellung eines Chefs des Stabes, wenn es sich nach seinem Tode so einrichten ließe, wie

er's immer gewünscht habe, und wie er's auch jetzt noch für das Beste halte, nämlich so, daß ich den Oberbefehl über die Armee übernehme.

Er sei überzeugt, ohne einen solchen Chef des Stabes, der vor dem Lande verantwortlich wäre und die amtlichen Beziehungen zu den andern Departements der Regierung vermittelte, würde mir das nicht möglich sein. Für diesen Fall sei er bereit, die Sache schon jetzt in Gang zu bringen, und für den Erfolg wolle er einstehen.

Ich antwortete dem Herzog, ich würde mich nur sehr schwer entschließen können, eine so große Verantwortung zu übernehmen, — ich sei nicht sicher, ob ich dazu passe, da mir militärische Erfahrungen fehlten u. s. w. (worauf der Herzog erwiderte, mit gutem rechtschaffenen Willen lasse sich viel leisten, und in dieser Beziehung sei ihm nicht bange) —, ferner hätte ich Bedenken, ob sich diese Stellung mit meinen andern Pflichten verträge; ich übernehme nicht gern etwas, was ich nicht durchführen könnte, und ich wisse doch noch nicht, wie viel Zeit und Arbeit die neue Stellung erfordere.

Der Herzog antwortete: gewiß würde sie sowohl viel Zeit als Arbeit erfordern, weil ohne mein Wissen und Willen nichts geschehen könne, aber das Detail würde der Chef des Stabes besorgen. Er habe sich das gründlich überlegt, und die Sache solle schon gehen. . . . Er habe immer den Grundsatz vertheidigt, daß der Souverain den Oberbefehl über die Armee führe, und um die jetzige Praxis mit dieser Theorie in Einklang zu bringen, habe er über jeden Punkt gewissenhaft den Befehl der Königin eingeholt, ehe er an die Ausführung ging. Wenn er aber nicht mehr da sei, dann sähe er kein sicheres Mittel, als daß ich selbst das Commando übernehme und so den Mangel einer constitutionellen Ausführung der Theorie ergänze, der daraus hervorgehe, daß jetzt eine Frau die Krone trage. Streng constitutionell würde ich allerdings für meine Handlungen verantwortlich sein, aber vor dem großen Publicum würde der Chef des Stabes die Verantwortung tragen, und für diese Stelle müsse man jemand wählen, der in der Armee den größten Namen und das größte Gewicht habe. Er wiederholte, er halte diese Einrichtung für die beste, und würde sie sofort ins Leben führen, so gut er könne. . . . Ich bat ihn, mir Zeit zur Ueberlegung zu lassen.

Am Abend gab die Königin dem Herzog von Wellington in meiner Gegenwart Audienz. Der Herzog begann damit, er wünsche dringend, der Königin seine Herzensmeinung zu sagen — gleichsam laut zu denken; dann wiederholte er, was er mir am Morgen gesagt hatte, und wir besprachen die Sache weiter. Ich bemerkte, manche Punkte bedürften noch der Erwägung. . . . Der Vorschlag sei so lockend für einen jungen Mann, daß ich mich verpflichtet fühlte, alle Einwendungen auf das gründlichste zu prüfen, damit ich endlich das Rechte trafe. . . . Die Königin sei als Frau nicht immer im Stande, die mannig-

fachen Pflichten ihres Amtes zu erfüllen. Zudem habe sie nicht, wie frühere Fürsten, einen Privatsecretär, der für sie arbeite. Der Einzige, der ihr bei der vielseitigen Arbeit, die ein Herrscher von England zu thun habe, helfe und helfen könne, sei ich selbst. Es würde mir sehr leid thun, eine Pflicht zu übernehmen, die meine Zeit und Thätigkeit so ganz für ein einziges Departement erfordere, daß es der Unterstützung Eintrag thäte, die ich im Allgemeinen der Königin leiste. . . Die Königin fügte hinzu, ich arbeitete jetzt schon mehr, als ihr lieb sei und als nach ihrer Ueberzeugung meine Gesundheit vertrage; ich gab das nicht zu und erwiderte, im Gegentheil müßten sich die Geschäfte mit der Zeit vermehren, wenn die Pflichten der Krone gegen das Land vollständig erfüllt werden sollten, aber es liege mir sehr am Herzen, daß ihr nicht mehr Arbeit zufalle, als unvermeidlich sei.

Der Herzog schien von meinen Gründen betroffen, und sagte, er habe sie zwar nicht übersehen, aber ihnen vielleicht nicht das gebührende Gewicht beigelegt, und er wolle noch weiter darüber nachdenken.

Endlich kamen wir überein, eine befriedigende Lösung dieser Frage sei nur möglich, wenn wir genau wüßten, welche Pflichten ich zu erfüllen haben würde, und die Königin beauftragte den Herzog, die nähern Details sowie seine Gründe schriftlich aufzusetzen, so daß wir darauf unsere Entscheidung gründen könnten. Der Herzog versprach dies.

Schloß Windsor, 6. April 1850.

Nach reiflichem Nachdenken über den Vorschlag des Herzogs besuchte ich ihn gestern Morgen auf seinem Zimmer; er hatte seinen Aufsatz fertig und übergab ihn mir. Nachdem ich ihn gelesen, sagte ich dem Herzog, ich müsse meine Stellung als ein Ganzes auffassen, und zwar als die des Gemahls und vertraulichen Rathgebers und Beistandes einer Souveränin. Ihr Wohl und Interesse müsse voranstehen, alle andern Erwägungen müßten sich darauf beziehen und sich unterordnen. Die Frage sei also einfach, ob ich dieser Stellung — meinen politischen, socialen und moralischen Verpflichtungen — nach allen Seiten gleichmäßig gerecht werden könnte, wenn ich mich ganz einem besondern Gebiete widmete, so wichtig dies auch sein möge, und ich fürchtete, die Folge der Uebernahme des Obercommandos würde die sein, daß ich es nicht könnte. Es sei ganz richtig und natürlich, daß die Eigenschaft der Königin als Frau ihr Verhältniß zum Heere abschwäche und daß mir die Pflicht obliege, diesen Mangel zu ergänzen; auch würde diese Pflicht noch dringender, wenn der Schutz, den der Herzog der Krone gewähre, unglücklicherweise einmal fehlen sollte. Aber ich zweifelte doch, ob sich nicht dasselbe erreichen ließe, ohne daß ich für den Oberbefehl der Armee besonders verantwortlich würde. Es gebe jetzt keinen Zweig der Staatsgeschäfte, wo ich nicht die Königin unterstützte u. s. w.

Der Herzog erwiderte, er sehe vollständig ein, daß meine Stellung als ein Ganzes aufgefaßt werden müsse; er fühle, wie außerordentlich schwierig und delicat sie sei, und er war freundlich genug hinzuzufügen, die Art und Weise, wie ich sie bisher ausgefüllt, habe seine Billigung, und auch das Publicum lasse ihr volle Gerechtigkeit widerfahren. Ich bat ihn, mir noch etwas Zeit zur Ueberlegung zu lassen, da ich erst seinen Aufsatz studiren wolle; ich würde ihm dann meine Entschliesung schriftlich mittheilen.

Zwei Tage nachher schrieb der Prinz dem Herzog einen Brief, dem wir Folgendes entnehmen:

„Mein lieber Herzog!

Die Königin und ich haben Ihren Vorschlag, die Stellen des General-Adjutanten und des General-Quartiermeisters in die eines Chefs des Stabes zu vereinigen und dabei die künftige Uebertragung des Oberbefehls auf mich in Aussicht zu nehmen, gründlich erwogen. . . . Die Frage, ob es rätlich ist, daß ich den Befehl der Armee übernehme, habe ich auf das sorgfältigste geprüft und bin zu dem Schluß gekommen, daß meine Entscheidung lediglich und ausschließ-lich durch die Erwägung geleitet sein muß, ob meine Stellung als Gemahl der Königin und die Erfüllung der mir in dieser Stellung obliegenden Pflichten dadurch gehemmt oder gefördert wird.

Diese Stellung ist eine höchst eigenthümliche und delikate. Während eine Souveränin in sehr vieler Beziehung gegen einen Souverän im Nachtheil ist, hat doch andererseits, wenn sie verheirathet ist und ihr Mann seine Pflicht kennt und thut, ihre Stellung auch manche ausgleichende Vortheile und erweist sich am Ende sogar stärker als die eines Souveräns. Unter einer Voraussetzung nämlich: ihr Mann muß seine eigene individuelle Existenz vollständig in die seiner Frau aufgehen lassen, — darf keine Macht für sich selbst erstreben, — muß allen Schein der Macht vermeiden, — darf keine abgesonderte Verantwortung vor dem Publicum übernehmen, sondern muß seine Stellung ganz zu einem Theil der ihrigen machen, muß jede Lücke ausfüllen, die sie als Frau in der Ausübung ihres königlichen Amtes läßt, muß beständig und sorgsam jeden Theil der Staatsgeschäfte überwachen, damit er ihr rathen und beistehen kann zu jeder Zeit und in allen den mannigfachen und schwierigen Fragen und Pflichten, mit denen sie bald in internationaler, bald in politischer, socialer oder persönlicher Beziehung zu thun hat. Als das natürliche Haupt ihrer Familie, als Vorstand ihres Hauses, als Leiter ihrer Privatangelegenheiten, als einziger vertraulicher Rathgeber in der Politik und als ihr einziger Beistand in den Beziehungen zu den Beamten der Regierung ist er außer Gemahl der Königin auch noch der Vormund der königlichen Kinder, der Privatsecretär der Souveränin und ihr permanenter Minister.

Wie verträge es sich wohl mit dieser Stellung, wenn ich die Leitung und Verwaltung eines hochwichtigen Zweiges des öffentlichen Dienstes und die damit verbundene persönliche Verantwortung übernehme, ein Executivbeamter der Krone würde, die Befehle der Königin durch ihre Staatssecretäre entgegennehme u. s. w.?! Ich bin gewiß, hätte ich einmal die Verantwortung übernommen, so würde ich mich nicht damit begnügen, die wirkliche Arbeit den Händen eines Andern (des Chefs des Stabes) zu überlassen, sondern ich würde es für meine Pflicht halten, selbst thätig zu sein. Aber während ich so Pflichten erfüllte, die gewiß jeder fähige General, welcher Erfahrungen im Felde gesammelt hat, besser zu erfüllen vermöchte als ich, der ich nicht den Vortheil dieser Erfahrung habe: würden hochwichtige, die Wohlfahrt der Krone nahe berührende Pflichten unerfüllt bleiben, die niemand erfüllen kann als ich. Ich fürchte daher, daß ich den verlockenden Gedanken, den Oberbefehl über die englische Armee zu übernehmen, von mir weisen muß.“

## Zur Geschichte des Urchristenthums.

### 3. Von Strauß zu Baur.

Man muß, sagt Baur, die Periode des straußschen Buchs selbst durchlebt haben, um sich eine Vorstellung von der Bewegung machen zu können, die es hervorrief. Nicht leicht hat eine Erscheinung so schnell und so allgemein so großes Aufsehen erregt, und alle Streitkräfte mit so regem Interesse auf den Kampfplatz gerufen. Das straußsche Leben Jesu war der zündende Funke, durch welchen der schon lange zusammengehäuerte Brennstoff, in lichterlohe Flammen gerieth.

Wir Jüngere, die wir jene Periode nicht selbst erlebt, können wenigstens aus der polemischen Literatur, die sich an dem Buche entzündete, seine Wirkung ermessen, und die denkwürdige Bewegung uns vergegenwärtigen, in welcher Strauß den von allen Seiten gegen ihn erhobenen Kampf aufnahm und fast allein stehend siegreich durchführte. Den eigentlichen Gegenstand, um den es sich handelte, hat der ganze Streit im Grunde wenig weiter geführt, aber er hat dazu gedient, die Ueberlegenheit, welche Strauß den bisherigen Richtungen gegenüber behauptete, in das volle Licht zu setzen. Schon sein literarisches